Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 24

Artikel: Der Hülemarte
Autor: Reyhing, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672557

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Hülenmarte

VON HANS REYHING

Drunten an der Hüle wohnt der Martin Höhn, genannt der Hülenmarte. Eben kommt er aus dem Haus. Gebückt schlurft er im Hof herum, nimmt den Besen von der Wand und lehnt ihn wieder hin, schließt die Scheuer auf, den Stall, macht wieder zu. Immer hat er ein enttäuschtes Kopfschütteln, als ob er etwas suche und nicht finde. Endlich fährt er mit seinem Schubkarren in den Stall hinein und führt eine Ladung Mist heraus. Dann setzt er sich auf den abgeladenen Karren neben die Stalltüre, müde und ganz klein und wie vom Schicksal zusammengewettert. Da sitzt er und sinniert er. Und so ist es schon einige Zeit her mit ihm, seit sein Weib gestorben und der Sohn gefallen ist. Immer ist es, als suche er das Trumm, aber finde es nicht. Wie wenn ihm ein Block auf den Kopf gefallen wäre und ihn drücke, Stunde für Stunde, Tag für Tag, und erst, wenn der Druck weg sei, könnte er sich wieder wohl fühlen. Deswegen sucht er und denkt er und sinniert er. Aber er findet's nicht, er findet's nicht . . .

Die Nachbarn schütteln manchmal den Kopf über den Marte. Es ist ein Kreuz mit ihm und eine Not. Die ganze Nacht geistert er mit der Laterne durchs Haus. Er spricht und deutet nicht mehr und guckt vorbei an ihnen, Gott weiß wohin.

Und die Frauen kommen an sein verstorbenes Weib, an sein Madele. Sie haben noch heute Mitleid mit ihr, wie sie so hart hat dran müssen. Nicht einmal zum Brotessen hat sich der unruhige Mann Zeit genommen. Ständligen hat er an der Tischschublade gevespert, und wenn die Frau hingesessen ist, hat er gleich gerufen, ob sie schon Feierabend machen wolle. Zu hungrig ist er gewesen, als daß er sich und ihr etwas gegönnt hätte, die abgenommene Milch nur hat sie verkochen dürfen. Den Most hat er erst getrunken, wenn er halb sauer gewesen ist. Ihm hat es nichts getan, er hat ja einen Magen wie von Schweinsleder, aber dem Madele. Als sie sich hat legen müssen, hat er gleich über sie hineingeschrien, zum Kranksein habe man jetzt keine Zeit, und fast hätte er die Frauen, die nach ihr geguckt haben, aus dem Hause gejagt. So ein hinterfürer, harter, herber Mensch!

Aber dauern müsse er einen, Weib und Sohn so rasch nacheinander zu verlieren. Man müsse auf ihn acht geben, schon weil er nachts immer mit der Laterne durchs Haus geistere. Da könnte ja etwas passieren.

— — — — — — — — — —

Es war vor acht Wochen gewesen, die Tage nach Ostern. Des Hülenmartes Weib, das Madele, lag schwer krank. Der Marte fuhr um die Mittagessenszeit in den Hof herein. Laut rief er: „Oha!„ und als der zuderhändige Ochs nicht gleich halten wollte, schlug er ihn grob auf die Nase. „Oha!" rief er noch einmal, ungehalten und rauh. Dann spannte er die Tiere aus und trieb sie in den Stall. Er selber stand gleich wieder im Hof und lud den Wagen ab, machte den Pflug los, der am Wagen angehängt war, schob den Wagen in die Scheuer hinein und brachte nun dem Vieh das Futter. Keinen Blick wandte er von der Arbeit weg. Alles lief bei ihm wie am Schnürle. Es dünkte ihn auch notwendig, jetzt mehr als je. Den Sohn hatten sie ihm weggenommen, er war im Krieg, und das Weib lag ihm jetzt ins Bett hinein, jetzt, wo man alle Hände voll Arbeit hatte.

Oben ging langsam das Fenster.

„Marte, komm auch rauf!" sprach jemand in verhangenem Flüsterton aus dem Fenster. Es war die Hülenamei, die Nachbarin.

Der Ton berührte den Mann fast lähmend. Kein lauter Anruf hätte das vermocht. Es war ihm plötzlich, als müsse er sich auf den nächsten Handgriff und Schritt besinnen. Er hielt inne in seiner Arbeit und stieg langsam und fast unwillig die Treppe hinauf. Was es auch sein mochte, es kam ihm ungelegen. Er hatte seinen Auchtertacker herumgetan und mußte heute mittag säen. Da durfte ihm nichts drein kommen. Wenn es gar eine ernste Sache wäre! Wenn — er vermochte diesen Gedanken nicht zu Ende zu denken . . .

Droben wurde leise die Stubentüre geöffnet, und die Amei tat einen Schritt heraus. Wenn sie nur auch laut gesprochen hätte, laut aufgetreten wäre! So schien es, man müsse an sich halten, müsse Respekt zeigen vor etwas, das man nicht sah und das doch alles verdrängt und beherrschte.

„'s geht aus!" flüsterte die Amei, und eine Träne rann ihr über die Wangen.

Der Marte fühlte keinen Boden mehr unter den Füßen. Wie vom Schlag gerührt, stand er unter der Kammertüre. Hilflos steckte er die Hände halb in die Taschen.

Ein müder, langer, zehrender Blick kam zu ihm herüber. War es das Abschiednehmen? Und wollte am Ende der Blick des Weibes im letzten Augenblick aus ihm herausholen, wonach sie ihr Lebtag gehungert hatte? Zu was hatte er ihre Tage gemacht? Was hatte er in dieses Leben hineingebracht? Härte und Herzlosigkeit, Unrast und Kommando! Es würgte ihn zum Ersticken. Der Marte mußte schlucken und schlucken, unwillkürlich bewegte er die Kiefer, er biß wie an einem harten, scharfen Zaum. Und nun wurden seine Augen feucht, langsam lief eine Träne in seinen Bart herunter.

Die Nachbarin war still zurückgetreten. Der Blick der Kranken war plötzlich starr geworden, und ein letztes Zucken ging durch ihren Leib. Hatte sie die Träne des Mannes noch gesehen?

Der Marte stand wie erstarrt unter der Kammertüre. Es war ihm, als hätte eine unsichtbare Hand sein lautes, ruheloses Fuhrwerk plötzlich aufgehalten. Nichts mehr um ihn her gab einen Laut, und in die Stille hinein tat seine Seele die Frage: Warum das alles? Wohin die Jagd?

Endlich vermochte sich der Mann wieder zu rühren. Er setzte sich müde auf den Stuhl neben der Kammertüre, erdrückt von der inneren Pein, die keine Antwort wußte.

Die Nachbarin schritt leise in die Kammer und drückte der Toten die Augen zu. „Sie hat ausgelitten", sagte sie.

— — — — — — — — — —

Bei der Beerdigung war der Marte fast so hilflos wie ein Kind. Er konnte nichts sagen und angeben. Alles mußten die Nachbarn und Verwandten für ihn tun und denken. „Dem geht's arg nah, wer hätte das gedacht!" sagten die Leute.

Nachher nahm er das Geschäft wieder auf, aber nur mechanisch; es war kein Trieb mehr drin, kein rechtes Ziel und kein rechter Segen. Wozu? fragte er immer wieder. Wohin?

Erst so nach und nach fand er sich wieder zurecht. Der Sohn war ja noch da, für den er alles getan und gespart hatte. Der stand als Ulan im Feld. Wenn man an ihn dachte, durfte man nicht mehr fragen: Wozu? Dafür hatte sein Weib schon alles hergeben können. Das war eine Rechtfertigung und Aufrichtung.

Aber nun kam es. Einige Wochen nach der Beerdigung des Weibes erhielt er die Nachricht, der Sohn sei gefallen. In den Kämpfen um Reims gefallen! Dieser große, schöne, starke Mensch, sein Sohn! Er wollte es nicht glauben, wenn es auch auf dem Papier stand. Hundertmal las er es; er verstand es immer weniger, und nun ließ er alles hängen. Tagelang ging er nicht mehr aus dem Haus, auch nicht ins Bett. Was half es? Nun hatte er sein Weib umsonst geopfert und sich auch.

Er studierte und studierte, fand aber nicht hinaus. Umsonst, ganz umsonst so ein hartes, entsagungsvolles Leben, da jeder Gedanke, jeder Blutstropfen und jeder Augenblick der Arbeit geweiht gewesen war? Alles umsonst? Alles verspielt?

Er hatte graue Haare, als er wieder aus dem Hause ging. Mit der Arbeit war es vorbei. Es ließ ihm zwar keine Ruhe. Er kramte überall umeinander und ging in seinem eigenen Hause herum wie ein ruheloser, unerlöster Geist. Es tat ihm weh im Kopf und im Herzen. Er mußte diesen Schmerz los werden und tat und machte und suchte und suchte, Tag und Nacht — bei Nacht mit der Laterne.

Die Leute sagten, er sei kindisch geworden, und als er nun bei Nacht mit seiner Laterne durch das Haus geisterte, bekamen sie Angst, es könnte einmal etwas geschehen.

Eines Nachts hatte er mit seiner Laterne auch wieder im ganzen Haus herumgeleuchtet, hinter die Kästen und Kisten, hinter die Türen und Truhen. Da zog er aus dem Kleiderkasten seinen Hochzeitsrock hervor, und nun war ihm, er hätte

ein Trumm gefunden, an dem er weitermachen und zu einem guten Schluß kommen könnte. Er setzte sich nachdenklich auf eine alte Hanfbreche, legte den guterhaltenen Rock über die Knie und strich ihn zurecht. Ganz selten hatte er ihn getragen, nur zum Abendmahl, am Christtag, am Karfreitag. Und an der Hochzeit! Da ist es einfach hergegangen. Das Festen ist ihm ja nie gelegen, und am Tag nachher, als die Gesellen und Gespielen noch Nachhochzeit feierten und beim Wein saßen, fuhr er schon wieder mit dem Mistwagen.

Ein niederes, wackeliges, einstöckiges Häuslein ist sein gewesen, und mit Schulden hat er angefangen. Aber mit der Zeit hat er alles gebessert und geflickt, innen und außen und einen Stock noch hinaufgebaut, und eines Tages hat er die letzte Mark von seinen Schulden abgezahlt und hat angefangen, Geld in die Sparkasse zu tragen. Von da an hat er noch einmal so fleißig gearbeitet, daß Mark zu Mark sich gesellen solle. Es ist langsam gegangen, aber es ist gegangen.

Er erhob sich und ging an die Kastenschublade. Dort lagen ja noch die Quittungen und die eingelösten Schuldscheine. Auch das Sparkassenbüchlein lag dort, und er ging einen Posten nach dem andern durch, bis zum letzten. Aber was weiter? Hilflosen Blickes ließ er die Scheine und das Sparkassenbüchlein den Händen entgleiten und zu Boden fallen, nahm wieder die Laterne zur Hand und suchte und suchte. Aber er konnte es nicht finden, nein, im ganzen Hause nicht.

Da stieg er in die Scheune hinunter, nahm seine Hacke, verließ das Dorf und ging auf seinen Auchtertacker hinaus. Und beim Schein seiner Laterne hackte er und hackte er. Aber obwohl er Scholle um Scholle sorgfältig umkehrte — er fand es nicht.

Beim Tagesgrauen ging er heim. Die Leute schüttelten die Köpfe, als sie den Mann mit seiner brennenden Laterne und einer Hacke durchs Dorf gehen sahen. Man dürfe ihn nicht mehr so laufen lassen, man müsse auf ihn acht geben, hieß es. Und auch der Pfarrer sollte sich seiner annehmen.

Nach dem Mittagessen kam der Pfarrer zum Marte. Eben durchstöberte der Mann wieder seine Schublade, die er aus dem Kasten genommen und in die Stube hineingetragen hatte. Quittungen, Schuldscheine und andere Schriftstücke lagen kunterbunt auf dem Tisch umher, als wäre ein Kind hinter des Vaters Kommodeschublade gewesen.

Der Pfarrer setzte sich an den Tisch und fragte den Alten: „Wie geht's Euch denn, seit Ihr so allein seid, Marte?"

„Nicht gut, Herr Pfarrer, nicht gut."

„Wisset was, Ihr solltet alle Nachmittag zu mir kommen. Dann können wir ein bißchen plaudern miteinander. Vielleicht auch ein wenig hinauslaufen aufs Feld, damit Ihr Euch vergesset."

„Oh, hab keine Zeit, Herr Pfarrer, hab keine Zeit!" rief der Alte, erhob sich rasch und grub aufgeregt in seiner Schublade.

„Ja, was habt Ihr denn Wichtiges zu tun?" fragte der Pfarrer sanft und legte dem Alten die Hand auf die Schulter.

„Ich!" rief der Alte aus. „Hab doch geschafft und mich geplagt mein Lebtag. Da sehen Sie's." Und er breitete die Quittungen und sein Sparkassenbuch vor ihm aus und fügte hilflos hinzu: „Aber ich find's halt nicht, ich find's halt nicht!"

Der Pfarrer warf einen fragenden Blick auf die ausgebreiteten Papiere: „Was findet Ihr denn nicht?"

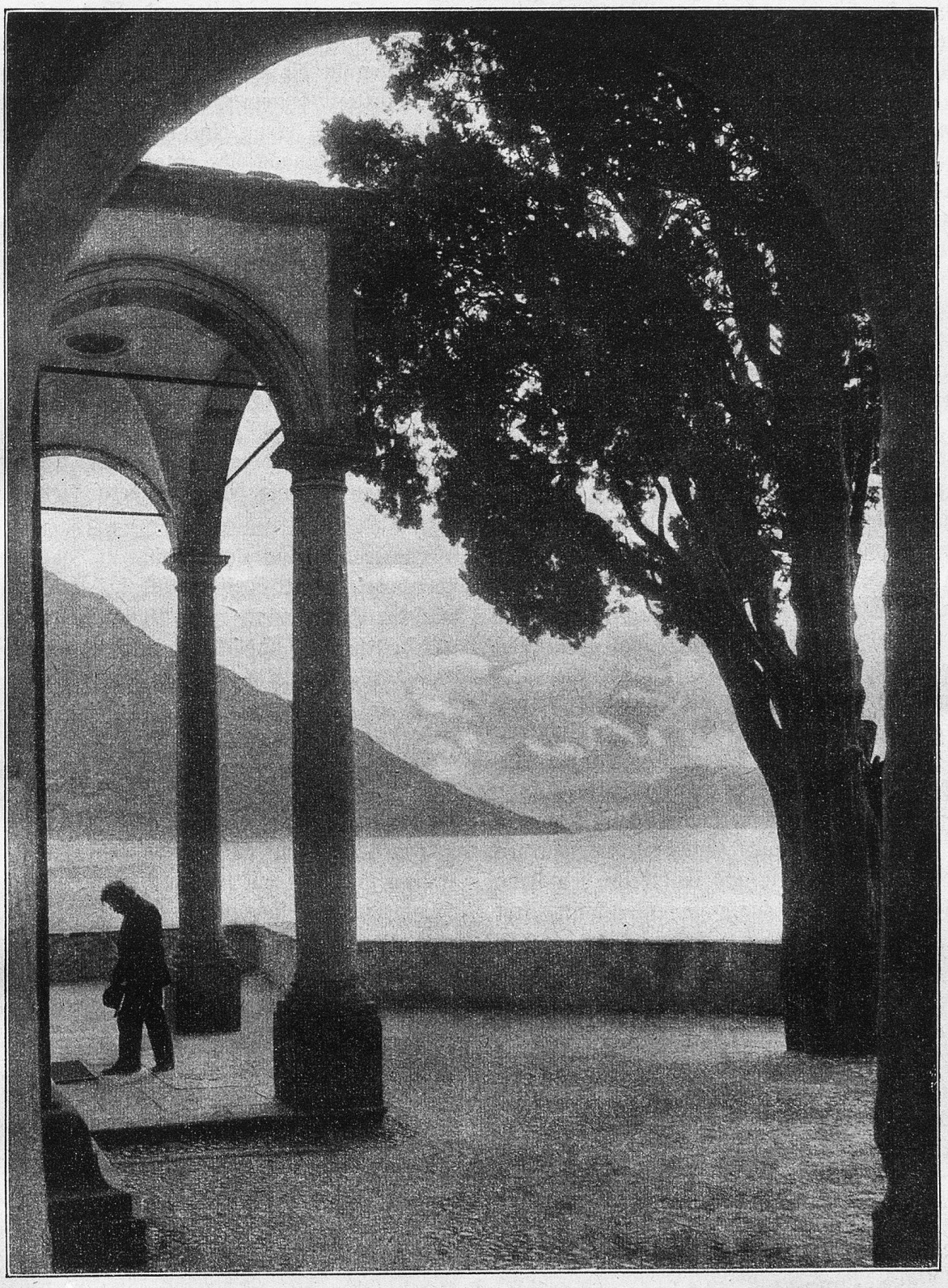
Ratlos blickte er den Pfarrer an. Ja, wenn er das gewußt hätte, wenn ... „Ich find's halt nicht, ich find's halt nicht!" rief er und lief weg.

Der Pfarrer ging kopfschüttelnd heim. Den Marte mußte man wohl irgendwo vollständig in Pfleg und Aufsicht geben. Er bat die Nachbarn, in den nächsten Tagen und Nächten ein Aug auf ihn zu haben.

— — — — — — — — — —

In der folgenden Nacht ging der Marte wieder um. Im Keller fing er diesmal an zu suchen. Eine Falltüre führte vom untern Hausgang hinunter. Aber er fand's nicht, ging wieder in die Stube, in die Scheune, trat in den Hof hinaus und kam durch die Haustüre wieder in den Gang herein, denn draußen war es kalt, ein scharfer Wind ging. Die Türe ließ er offen und schlurfte nun den Gang entlang nach der Grustkammer hinten. Plötzlich fuhr ein Windstoß durch die offene Haustüre herein und blies ihm das Licht aus.

Nun wandte er sich um, die Türe zu schließen. Aber ein Fehltritt! Es tat einen dumpfen Fall.



Zum Bettag

Der Marte war in den Keller hinuntergestürzt. Bewußtlos blieb er liegen.

Einer der Nachbarn hatte den Marte mit seiner Laterne über den Hof geistern sehen. Er ging hinüber, um ihn ins Bett zu bringen. Da fand er den Verunglückten im Keller. Er rief die Nachbarn, und sie trugen ihn ins Bett und wachten bei ihm. Gegen Morgen schien es ihnen, als sei er zum Bewußtsein gekommen. Sie vermochten aber nicht, ihn zum Sprechen zu bringen. Er hatte einen sonderbar flimmernden Blick, als hätte er Fieber. Aber um den Mund spielte ein Lächeln.

Der Marte ging und stand im Glück. Auf den Wiesen draußen war er mit seinem Madele am schönsten Sommermorgen und mähte mit ihr: „Soll ich dir wetzen?" fragte er. Beglückt sagte sie: „Ja." Und er schärfte ihr die Sense. War das ein Staat, so mähen! „Nun geht es noch einmal so gut!" sagte sie mit einem dankbaren Blick, als er sich nach ihr umwandte. Ein schönes Schaffen so miteinander, wenn nicht nur die Sensen, sondern auch die Herzen im Takt gingen. Und der Morgen war noch einmal so schön. Die Wiese war nun abgemäht. Der Marte breitete sorgsam seinen Kittel auf einer dicken Mahde aus. Hier nahmen sie Platz. Das Madele packte den Vespersack aus, und er zog den Kork aus dem Mostkrug, daß es einen Knall tat, der über die ganzen Wiesen hinklang. „Da hast aber einen scharfen!" sagte der vorbeigehende Zimmermann. „Will's meinen, und das gehört sich auch", erwiderte er mit einem Blick auf sein Madele und reichte ihr den Krug. „Trink nur zuerst!" sagte sie und schnitt Brot. Da setzte er den Krug an den Mund und tat einen tüchtigen Zug. Sie reichte ihm das Brot, er ihr den Krug, er schnitt und sie trank, und so vesperten sie miteinander, ließen sich Zeit und blinzelten in die Sonne ... Kein Wunder, daß der Marte in seinem Bett so glücklich lächelte ... Und jetzt ging er an einem Samstagabend über die Wiesen hinaus ihr entgegen und lud den schweren Unkrautsack, den sie vom Acker heimtrug, auf seine starken Schultern ... Jetzt saß er gar am Sonntagabend mit ihr auf dem Feierabendbänklein, da das Dorf unter dem letzten Nachklang der Abendglocke lag und eine Feierstille über allem war, darin man den Atem Gottes gehen hörte ... Und nun stand er am Totenbett seiner Frau. Aber es fiel ihr nicht schwer: „Komm bald nach!" sagte sie zum Abschied. „Wir haben's ja recht gemacht miteinander. Zu was ist man denn auf der Welt? Andern Liebe zu erweisen!"

Er steht beglückt. Seltsam, er ist doch am Sterbebett seines Weibes, und lächelnd winkt er mit der Hand, winkt zum Abschied, winkt auf Wiedersehen ... und lächelt, lächelt ...

Derweil ist der Pfarrer eingetreten. Glücklich sagte der Alte zu ihm: „Nun — hab' ich's gefunden!"

Der Pfarrer fragt nicht mehr. Er sieht das Lächeln auf des Alten Gesicht und weiß genug.

Der Marte sagt auch nichts mehr. Er ist schon drüben und geht mit seinem Madele auf schönen Himmelswiesen spazieren.

Aphorismen

von Trudy Lincke

Wenn ein scheues, verschlossenes Kind dir plötzlich sein Herz öffnet, ist es dann nicht, als ob ein Blumenkelch sich unerwartet öffnen würde, um dir seine Wunder zu zeigen?

Menschen, die ihr Leid und ihren Kummer still und tapfer ertragen, gehören zu den Auserkorenen, denn sie werden zum Halt für schwache, hilflose Menschen.

Achte auf einen Kinderblick! Er forscht tiefer, als du glaubst.

Das Wörtchen „ich" kann zum größten Tyrann werden, da es sich immer vordrängen will.

Bereite deinem Kinde eine sonnige, unbeschwerte Jugend, so wird sie ihm im spätern Leben in sorgenvollen Stunden zur Kraftquelle.